

## Ditha Brickwell

### Die Welt unter meinen Zehen

*Sie haben sich auf den Nanga Parbat im Winter gewagt, vier Achttausender sind so schon bezwungen worden ... erst lockten die weißen Flecken der Erde, dann die höchsten Punkte der Gebirge, jetzt sind es die schwierigsten Bedingungen unterwegs - immer ist es ein Pfad am Rande des Lebens, sorgfältig bereitet; Todesgefahr ist nahe - durch Planung, Technik, Willenskraft immer wieder gebannt. Die Abenteurer, die Extremwanderer - sie suchen stellvertretend für uns den glücklichen Augenblick der Überwindung des Schreckens des Abgrunds, des Eises und der Finsternis. Sie schieben unsere Empfindungen an den äußersten Rand des Lebens, wo in der einen Glücksminute des Über-Lebens der Held in die Unendlichkeit schaut - um sofort wieder den Unwägbarkeiten der Heimkehr zu verfallen. Ich begegnete irgendwann in Brüssel Didier Goetgebüher, dem Polgeher und Everest-Besteiger. Er gab mir sein Tagebuch mit Bleistift geschrieben, in Kälte und gleißender Weiße ...*

Didier Goetghebuer ging zum Nordpol zu Fuß. Die Entscheidung für die eigene Muskelkraft zur Fortbewegung beschränkte seine Last auf 110 Kilo im Schlitten und 20 Kilo auf dem Rücken; mehr, meinte Didier, sei in den Schluchten des Eischaos nicht mitzunehmen. Zur Nahrung brauchte Didier täglich 6000 Kalorien und ging im Schnitt 6 bis 7 Stunden, bei einer Tagesleistung von durchschnittlich 11 Kilometer. In den ersten 20 Tagen betrug die Tagesleistung nur 4 Kilometer im Schnitt. Zu überwinden waren Preßeisbarrieren, das Labyrinth der schweren Blöcke. Später steigert Didier die tägliche Wegrate auf 13, auf 15, auf 18 Kilometer, auf 22 Kilometer am besten Tag, den 4. Mai. Hauptnahrung ist Fett - das heißt Pemmikan, eine Eskimonahrung. Didier ging mit Alain Hubert.

Notiz in Didiers Tagebuch:

Samstag, 12. März, 7. Tag, Position: 83°14'01" nördlicher Breite, - 30° Celsius, Tagesroute 0 Kilometer.

Sturm. Wir können nicht weiter. Es wäre Wahnsinn. Essen, Schreiben, Einsamkeit.

Eiskristalle aus den Kleidern bürsten. Es ist hart. Draußen keine Schatten. Nur blendende Weiße. Das Whiteout vergessen. Wenigstens für kurze Zeit.

Sonntag, 13. März 1994, 8. Tag, Position: 83°15'21" Nord, minus 35° Celsius, 2,4 Kilometer nach Norden.

Der Sturm hat nachgelassen. Keine Sicht, keine Schatten. Nur blendende Weiße. Wir brechen trotzdem auf, packen Zelt und Sachen, ziehen los. Der Sturm hat Eisblöcke freigefegt. Wir irren ab, finden die Nordrichtung wieder. Nur 19 Kilometer in 8 Tagen, bleiben noch 742 Kilometer und Versorgung für 62 Tage. Der Kocher versagt, wird wieder hergestellt mit gefrierend-brennenden Fingern. Noch vier Stunden, bis wir in die Schlafsäcke kriechen werden.

Didier im Zelt, wie der Kranke am Rettungsschlauch, angeschlossen an tickende Anzeigensysteme des Lebens, abhängig von der Beständigkeit der Apparate. Die Überlebensstränge für Alain und Didier waren ein Notrufsystem, ein Anschluß an das globale Positionssystem, ein Kompaß, ein Funkgerät zur Verbindung nach Resolute Bay in Kanada, der Kocher, der die Nahrung und das Zelt erwärmt; der Reparaturkasten, um den Schlitten zu flicken oder die Skibindung. Die Überlebenskapseln sind: die Innenschuhe und Außenschuhe, der Daunenschlafsack. Die tägliche Arbeit ist: Eisbürsten. Alles, Schweiß und Speichel

kondensieren zu Eis. Der Atem verdichtet sich zu Eiswatte. Hängt im Bart, hängt im Zelt, dünne Kristalle überall als Kältespeicher. Eine ständige Mühe ist jede Verrichtung: Ausziehen die Schuhe, fünf Minuten; zehn Minuten zum Einsteigen in den Schlafsack. Die Daunen dürfen nicht feucht werden, der Nässe folgt Verhärtung, das heißt Verlust von Wärmedämmung, dann droht Kältetod im Schlaf. Die Freuden sind: der rote Schein des Kochers am Abend, der warme Tee, Pemmikan.

Und Didier schreibt in sein Tagebuch:

Dienstag, 29. März, 24. Tag. Position: 83°52'52" Nord, minus 30° Celsius, 6 Stunden Weg, 4 Kilometer Tagesleistung.

Im Eischaos. Heute nur 4 Kilometer Fortschritt in 6 Stunden Kampf gegen Eisblöcke, Eiswände, Spalten und Löcher. In das Eis hämmern, mit dem Pickel einen Durchstich schlagen, der Schlitten bewegt sich nicht, es ist ein Inferno.

Montag, 18. April, 44. Tag, Position 85°50'59" Nord, minus 30° Celsius, 7 Stunden Weg, 13,8 Kilometer nach Norden.

Glänzendes Wetter. Die Wasserschneise hat sich geschlossen. Immer häufiger treffen wir auf offenes Wasser, und die Schlitten sind leck. Immer mehr bewegliches, gallertiges, frisches Eis. Mein Körper hat noch das Wissen vom Sturz in eisiges Salzwasser von minus 1,9° Celsius, und er spannt sich und krampft bei den Schritten über die dunkle Membrane ...

Mittwoch, 6. Mai 1994, 62. Tag, Position: 88°02'15" Nord, minus 19° Celsius, 9 Stunden Weg, 19,3 Kilometer Fortschritt nach Norden.

Es ist erreicht: Der magische Kreis, die Zaubерlinie 88°, an der so viele gescheitert sind. Zum Fest ein Riegel Schokolade.

Samstag, 15. Mai 1994, 71. Tag, Position: 89°35'33", minus 7° C, 10 Stunden Weg, 18,8 Kilometer nach Norden.

Gutes Wetter, schlechtes Wetter. Wieder vor offenem Wasser, wir folgen dem Wasserspalt nach Westen, kleinen Wasserkanälen. Eisblöcke, Abgründe, genau wie am Beginn im Preßeis. Radiokontakt. Bezal sagt, Bezal Jesudason in Resolute Bay, "so wie ihr vorankommt, schicke ich das Flugzeug am 18 Mai". Wenn Bezal unsere zerschundenen Skier sähe.

Montag, 16. Mai, 72. Tag, Position 89°45'18" Nord, minus 8° Celsius, Wegstrecke 11 1/2 Stunden, 16,4 Kilometer nach Norden, bleiben noch 27 Kilometer.

In der Nacht: Eisbeben. Der Kanal vor unserem Zelt ist verschwunden. Langsam schiebt sich die Eiswand auf uns zu. Stillstand. Wir bauen das Zelt ab. Fumiolen und schwarze Schwaden, wo das Wasser dunstet. Tauwetter. Der Himmel ist gelb und grau.

Offenes Wasser und frisches Eis. Ich gehe und schwanke. Ich atme laut. Ich höre den Atem von Alain. Die Eisfläche bewegt sich, ist schwarz und weich. Nur noch drei Tage. Ich esse zur Feier meine Überlebensration auf. Warum nicht.

Dienstag, 17. Mai, 73. Tag. Position 89°52'56", minus 9° Celsius, Nur noch 13 Kilometer. 13 von 758.

Das Leitsystem stürzt ab. Alain repariert das Computerprogramm. Wo sind wir, wie dem Piloten, der uns abholen soll, die Position durchgeben? Ich bin krank. Das gestrige Festessen kam zu früh, hat mein Magen nicht vertragen.

Mittwoch, 18. Mai, 74. Tag, Position: 89°52'54", minus 9° Celsius.

Kleine Wasserkanäle. Trübes Wetter. Das Leitsystem ist wieder abgestürzt. Alain braucht lange, um es wiederherzustellen. Sitzt und sucht auf dem Display. Die Zeichen kommen zurück, noch 1'27", das sind zweieinhalb Kilometer zum Pol. Zelt aufstellen, Landeplatz

markieren. Hier sind wir, zwischen Eissümpfen im Sturm. 89°59'52". Mit Freund Alain die letzten 250 Meter. Allein wäre es nicht zu ertragen. Ich bin ganz leer. Der Platz ist leer. Position: 90°00'00", minus 10° Celsius.

Didier stellt sich vor: "Über meine Schultern laufen die Linien der Zeit. Unter meinen Füßen kreuzen sich alle Längengrade", und was er sagt, ist: "C'est tous dans la tête." Es vollzieht sich in meinem kleinen Menschenkopf. Das Hirn strebt zum Zenit, stellt sich den Scheitelpunkt der Erde vor, holt sich zu Gott hinauf. "Am Pol ist nichts", sagt Didier. "Nur Weiße. Eine Ziffernanzeige auf dem globalen Leitsystem. Neunzig Grad, null Minuten, null Sekunden."

Der Augenblick, der ewig dauern müßte, in dem, so glaubt das Publikum, sich Sinne, Gedächtnis, Wissen unendlich dehnen - der Augenblick, erkämpft in ständiger Anstrengung des Bewußtseins, das den Leib vorantreibt durch Neugierde, durch den Willen dort zu sein ... der vorbestellte Glückspunkt - er ist nicht zu fassen. Herr Doktor Faustus gewinnt erneut die Wette: Verweile ... breche durch in die erste Sekunde der Ewigkeit ... diese Menschenhoffnung wird sofort besiegt und zerstört, denn die nächste Minute schleicht schon herbei und bereitet Unruhe. Die Sinne erlahmen, das Gedächtnis gibt nichts weiter, das Hirn begreift weder Raum noch Form noch Farbe. Die bewegte Weite steht still. Das Zittern des Unfaßbaren wird gebunden in Worte zur Wiederholung, in die Erzählung, die der Wanderer ständig erneuert. Die Wahrheit stiehlt sich davon. Didier steigt ein in die Twin Otter Maschine, und wie sich das Flugzeug hebt, wird die verwirrende Weiße in seinem Gemüt schon ausgelöscht.

Was bleibt in der Erinnerung ist: der Stillstand der Propeller, das Öffnen der Tür. Alles verschmelzt sich wie zu einem Bild, rechteckig, eingerahmt, flach. Woran sich Didier erinnern wird, das sind die Worte, die Sätze, die er, kaum im Flugzeug, schon geredet hat, die Erzählung, die er ständig erneuert. Alles Ungewisse auslöschen wird diese Wortspur und denken wird er nur noch an deren Wiederholung. Einsicht, aufgedampft auf rechteckige Flächen. Sprach-Fotografien im Kopf.

Was ihm bleibt, ist seine Kraft ... ernährt von der Neugierde des Lebens. Die Sehnsucht nach dem magischen Brennpunkt treibt weiter, die Überlebensgier meldet die Hoffnung auf einen Augenblick an, den Atemzug vollendeten Glücks, mit der Welt unter den Zehen, den feinen Tentakeln des Körpers; wenn sie warm sind, breitet sich die Seele aus, losgelöst von den Mühen vergangener Tage, noch nicht eingespannt in die Wirrsal von morgen, unvorstellbar, die Glücksekunde der Klarheit ... sie überfällt Didier am Grat einer Eisbarriere; dieser Augenblick zwischen den Welten ... Jetzt ist er da, der unendliche Tag - bis die Beschwernis der nächsten Stunde von der Trance der Unendlichkeit erlöst.

Männerspiel oder Evas Lust? Nein, es trifft uns Evas Fluch: mitgebracht aus dem Paradies ist der Wahn, nach jener Grenze zu tasten, von der Erkenntnis zu naschen, am Zaun der Ewigkeit zu lecken und doch ihre erste Sekunde schon nicht zu ertragen.

Das Unbekannte vor sich hertreiben will Didier, die Richtung heißt Unendlichkeit. Es ist eine im Abenteurer und in seinem Publikum angelegte Sehnsucht, daß diese Grenze immer weiter rücke, daß jede Grenze solange verschoben werde, bis das enge Ich im All zerplatzt, bis es den Hauch der Unsterblichkeit erlebt, den Fluchtpunkt eingeholt, das Unmögliche gedacht hat. Das, sagt man, sei die Triebfeder des Lebens, um die Mühen zu tragen. Alles überwinden, was der Körper sagt; die Empfindung auf einen fernen Punkt richten, auf jenen nächsten Punkt des Unglaublichen; vom Bekannten zu dem noch niemals Erfahrenen übersetzen.

Neuland. Im Menschen eingebrannt, diese Sehnsucht nach dem metaphysischen Achspunkt des Alls. Jeder neugierige Wanderer geht auf ihn zu, über senkrechte Wände, durch vernichtende Kälte, blutsaugende, toddünne Luft. Wenn er den Globus unter sich gezwungen hat, will er den Himmel schauen ... und in den Himmel steigen, in seiner kleinen Überlebenskapsel - Raumanzug, Himalayazelt, Daunen hose. Sein Leben ins Spiel bringen:

Bedeckt nur von dünner Membrane, am Faden der Technik hängend, mit diesem Funken Hoffnung, doch der erste Unsterbliche der Menschheit zu sein - der erste, der von der endlichen Minute in den Raum der Gleichzeitigkeit durchstößt. Der Abenteuer-Mensch trägt diesen Glitzerwahnsinnssporn im Hirn, den geilen Gedanken, daß ihn der Tod nicht trifft. Das Wagnis, den Irrwitzweg, die selbst gewählte Aussetzung nimmt er als lebensbedrohliches Rauschgift gegen die ganz gewöhnliche Lebensangst.

Schauen wir deshalb den Weltenwanderern mit unverhohlener Gier zu, weil wir heimlich das gleiche Beben spüren? Die Menge neidet, zittert, ängstigt sich, freut sich auf die Spannung - ob die es überleben werden, die Stellvertreter unseres Abenteurertums, diese Gladiatoren in der Arena unserer gemeinschaftlichen Lebensangst, die Sündenböcklein, die unsere Furcht vor dem Sterben mit überanstrengten Sinnen vor uns austragen, sie, die Matadore vor der Todesgefahr, wir als Zuschauer im behaglichen Zimmer ... nicht bedenkend, daß dieser Kampf, diese Entscheidung auf Leben und Tod, die diese vorsätzlich und im Extremlicht auf sich nehmen, daß dieser Lebenssinn uns alle trifft, nur unvorbereitet, so plötzlich, wie der Schnee fällt.

Ein Schrecken kommt (Tod, Krankheit, Verlust) und fordert die endgültige Frage ein: das ewige Leben als Lebensziel. Das Sein in Unsterblichkeit wäre der vernünftige Fluchtpunkt unseres Wollens - das ultimativ erreichbare Selbst in unaufhaltsamer Gleichmut. Jedoch bevorzugen wir - Abenteurer, die wir sind - die täglichen Tapper ins Unbekannte, legen unsere Fußspuren in die Zeit, suchen die Möglichkeiten ... die uns die Last der Unwägsamkeit bringen. Gefahr steht auf. Das lebendige Wechselspiel zwischen Neugierde und Angst setzt sich fort.

Und er wird wieder gehen, Didier, eintreten in die vorwärtsgerichtete Anstrengung und um jeden Atemzug kämpfen. Didier schreibt in sein Notizheft:

Chomolungma. Mount Everest, Camp Drei, auf 7200 Meter Höhe, Ankunft 16 Uhr 40: Da ich in der Morgenfrühe um 6 Uhr Camp Zwei verlassen habe, sind das 850 Höhenmeter in 5 Stunden oder 150 Meter je Stunde. Der Sauerstoff macht sich rar. Das Steigen wird härter und langsamer. Morgen werde ich zum Basislager hinuntergehen. Dann beginnen die langen Vorbereitungen für den endgültigen Aufstieg zum Gipfel.

Beinahe Bewußtlosigkeit im Kampf um den nächsten Schritt wird sein, Erschöpfung. Versammlung der Kräfte dagegen. Blinder Trieb vorwärts und wiederum Schwäche und wieder Aufbruch und dann: die Ahnung von Glück. Der Raum öffnet sich, der Gipfel ist da. Die Welt liegt unter meinen Zehen. So verletzbar sind sie. Wund und weich, schmerzend. Aber alle Gipfel stehen unter meinem Stand. Wo ich bin, kreist der Horizont, neigt sich in gewaltiger Biegung das Dach der Welt.

Man plante den Aufstieg über die Normalroute: Khumbu Gletscher, gelbe Platten, Südcol. Camp Eins auf 6001 Meter erreichte man nach sechs bis zehn Stunden, je nachdem. Didier blieb zwei Tage, stieg wieder ab, stieg auf zu Camp Eins und Camp Zwei und blieb dort drei Tage, gewöhnte den Kreislauf an die Höhenluft - der Globulinwert im Blut steigt, Sauerstoff kann im Körper besser transportiert werden. Zum zweiten und zum dritten Mal geht Didier zum Camp Zwei, jetzt schon an einem Tag: Aufbruch vor der Morgendämmerung, mit einer Halogenlampe vor der Stirn, auf dem Pfad durch den Khumbu Eisbruch; freigetreten sind manche Stellen und zugeweht von der Schneedrift andere, feste Leitern haben die Männer über die Schlünde gelegt, Seile in die Eiswände gehängt. Lager Zwei ist nur ein Zelt auf 6350 Meter Höhe, Lager Drei ein Eisfeld auf 7200 Meter. Zweimal bleibt Didier zur Nacht. In Lager Vier, 7950 Meter, will er nur vor dem Gipfeltag sein, dort beginnt die Todeszone, zehrt der Sauerstoffmangel auch während der Ruhezeit, dort erschöpft sich der Mensch schon im Schlaf. Didier ist mit Yves zum Gipfelgang verabredet. Dr. Yves Bouchon, Chirurg aus

Nancy. Aber noch geht der einen anderen Kreislauf der Anpassung nach eingepägten Ritualen, Abstieg zum Basislager, Umkehr, Material heraufschaffen, Aufstieg zum Lager Drei, Erkundung der gelben Platten ...

Mount Everest: Es ist kein schöner Berg, sagt Didier, auch ist der Aufstieg nicht so schwer, wie mancher Gang auf dem Eiger oder dem Montblanc; es ist die Höhe, der Mythos und die Gefahr ... Auch bist du nicht, wie auf dem Pol, allein und ausgeliefert der Mühe, abhängig von deiner Geschicklichkeit, deiner Ausdauer, der Vorstellung und dem Willen ... Auf dem Everest ist die Anstrengung nur kurz, sagt Didier, dafür ist der Tod ständig neben dir. Im Eisfall ist jeder Schritt Entfernung von der Wirklichkeit, Passage durch die Angst. Es wird viel gebetet auf dem Everest. Viele gehen, üben, planen, bereiten vor ... bis sie dann auf dem Weg, die Gedanken auf den einzigen, den nächsten Schritt gerichtet, als wunderbare Metapher unserer Angst, um die nächste Sekunde kämpfend, dem Tode nah, im Genuß des Überlebens, in jeder Wegkehrung höchst vorsichtig, in kaum erzählbarer Entbehrung, auf die Vorstellung von Seligkeit zuwanken: im endlosen Augenblick unsterblich, die Welt zu unseren Füßen; wenn die Zehen eng stehen und kalt werden, sind sie die Meßfühler meines Sterbens, wie sie frieren auf rauhem Gelände, wie sie taub werden, wo der Frost gezehrt hat - faules Fleisch und weißer Grind an den Rändern zum lebenden Gewebe - schwarz sind meine Füße und geben keinen Halt, schwarz und unkenntlich ist der Horizont. Es bleibt mir nur der Abstieg. Und Didier geht allein ... Nebelzauber, Eiszapfenkammer, Abendverdunkelung, Schneestaub, samtheller Morgen, Wolken wie Silber; einmal zur Sonne schauen macht drei Tage Tränen. Er trifft Yves in Lager Drei und den Japaner Kohishi und die Sherpas der Koreaner ... "Wir gehen noch ein, zwei Stunden", sagt Yves am Morgen, "klettern in die Felsen", Didier überlegt, "den Durchstieg markieren für den entscheidenden Tag", Didier fühlt sich schon gut, wird jeden Tag stärker, doch er sagt nein, noch will er haushalten mit seinen Kräften. Er wendet sich abwärts, Yves quert jetzt das Eisfeld, dort im blinden Glanz könnten sie sein ... Götterspiel, kleine, bunte Punkte, die anderen, oberhalb der gelben Platten, Yellow Band. Es rauscht das Blut im Ohr. Allein ist der Augenblick mit dem Mann, der nächste Schritt bewegt ihn, der nächste; dorthin zum Überhang, in die Scharte, in die Enge, auf den Grat, in die blauglühende Helle ... Seinen Atem hören, den nächsten Stock im Leeren sehen, Felsstöckchen, Haltepunkt - kommt nicht näher. Am Seil gehen, über tiefgrünem Abgrund am Seil hängen, seitwärts tasten, den Atem im Kopf. Die Lunge wird klein, wird gespalten mit eisiger Säge. Die Lunge schrumpft, ist irgendwo ein verlorener Ball, ein verknäueltes Aderngeflecht, will sich nicht öffnen; die Schlange von Pfad, hier ist sie wieder, weiche Täuschung, graue Wärme im Schatten. Didier dreht sich, duckt sich unter einen Eisschwall, will rasten; ein Dröhnen zuckt in seinem Augapfel, eine Welle staubt über die Kante: Er sieht die Lawine, wie sie abwärts rauscht, er sieht den kleinen schwarzen Punkt, dies zierliche Männchen, die insektenhaften Beinchen; das Männchen läuft, läuft mit der Lawine, die schiebt ihn abwärts mit der Beschleunigung der Schneemassen, der Kleine fängt sich Schritt um Schritt, läuft und läuft, in der senkrechten Wand, mit der Kraft eines Riesen, mit der gewaltigen Anstrengung des in nur einem Augenblick versammelten Lebenswillens, in dem ganzen Glauben, den ein Mensch haben kann, läuft und springt links, um dem Schneestrom zu entfliehen, fängt sich, springt rechts und entkommt nicht der sausen Kälte, springt abwärts und schlägt in die Wolke.

Didier steht und schweigt. Didier geht. Auf einen schwarzen Punkt zu. In schwerer Ferne. Tritt um Tritt. Es ist eine lange Zeit und doch nur eine Spanne von hundert Metern. Der schwarze Punkt ist eine Hand, ist ein Seil; es ist nicht Yves, denkt er, auch wenn es das Seil von Yves ist, viele haben solche Seile. Didier steigt ab, es war eine dunkle Hand, Haut, wie sie Sherpas haben: Er sucht abwärts seinen Weg, Didier, erreicht das Lager; er kann es nicht gewesen sein, sagt er zu dessen Frau am Funkgerät; und doch war es sein Freund Yves, und was er sah, war seine tote Hand, und der gelaufen war, hieß Yangbu, man hat ihn nicht gefunden, so tief liegt er begraben von der Wucht des Schnees. Was sie fanden, war sein

Zopf, abgerissen von der Gewalt der weißen Staubmassen.

Didier steigt nicht mehr auf den Gipfel in dieser Zeit, sie besorgen die Wegfahrt der Leichen. Elf Tote am Everest in jenem Jahr ... und einen hat er gegen den Tod laufen sehen. Ob du je wieder aufbrechen wirst, zu solchen Reisen, Didier?

**Ditha Brickwell**, geb. 1941 in Wien. Studien der Architektur, der Regionalplanung und der Bildungsökonomie in Wien, Berlin und New York. Lebt in Berlin. Seit 2005 freie Schriftstellerin überwiegend in Berlin und in Wien. Zahlreiche Einzelpublikationen, zuletzt die Novelle "Verletzte Paradiese", Mandelbaumverlag, Wien 2009. Bruno-Kreisky-Preis für das politische Buch 2008. Mitglied der österreichischen Grazer Autorinnen Autoren Versammlung (GAV) und des P.E.N.-Clubs Deutschland.